

chen in
ngvolks
hof, ein
Mädel,
auf und
Baketen,
igte die
of durch
ebhaften
Bahnhof
einige-
mal ver-
en 6.30
tswohl-
rgt, die
wurden
die nun
les das
eder zu-
bequem-
ertönen
gedrückt,
der Zug
denen
Sonder-
entschen
und sie
edenken,
in ihnen
werden
Herzens
entbehr-
s große
ist um
dienste-
ererin.
urg
ritlich für
für den
8. 1198.

chen
karten
tung.
ollkornbrot
ambrot
rnickel.
ys Boes
stadt.
NK

Art und Sanität hatten nichts weiter zu tun, ja, die Ge-
retteten befanden darauf, selber zum Ausfahrtsplatz zu laufen,
um die müden Glieder wieder in Gang zu bringen. „Kommt,
Jung!“ mahnte Tillmann unterwegs den Schlepper, denn
Kaplar schaltete seinen tödlichen Frotz daher, während die beiden
Kameraden, alle vier vergessend, in jenseitiger Eile zum
Schachte trübten. Und ebenso eilig bestiegen sie, den Schlepper
nach sich ziehend, das Gefährt und saßen fester, wie der helle
Lag ins Schachloch fiel, das Dunkel ins Dämmern überließ, bis
die Sonne mit leuchtender Gewalt Nord und Männer um-
flutete.
Das harte Dorf hatte bis dahin in langer Sorge wartend
Stunde um Stunde am Schachtor gestanden. Nun aber, da die
Beretteten über die Treppe zum Förderboden nach unten kamen,
und die Photographen sich anstießen, Bilder für die Zeitungen
per Stadt zu knippen, ließ sich die Menge am Tor nicht mehr
halten.
Tillmanns Frau war jetzt leibhaftig da, auch sein Mädel
und seine Brüder. Sie kletterten dem Bauer, verflüchtigt wie er
war, liebstofend an die Brust. Auch Ewalds junge Frau war da,
die ging in gekleideten Umständen, keine alte Mutter, kein Bräuer,
die Nachbarn, sie flogen dem Fremden entgegen, belohnten ihn
von allen Seiten, ob ihm nichts Uebles geschehen sei, und die
Frauen strichen ihm immer wieder übers schwarze Gesicht.
Ein wenig verlassenen zunächst stand Kaplar da. Er wußte
auch dann noch nichts Rechtes mit sich anzufangen, als Till-
mann und Ewald, sicher erdrückt von der Schar der Glük-

zungen, langsam dem Tore zu gingen und schon auf der
Straße waren, als der Schlepper noch unerschlossen in die
Sonne stieg. Was sollten die vielen Leute mit Tillmann und
Ewald anfangen? Sie hatten ja Weib und Kinder, Mütter und
Geschwister — und brauchen gewiß nichts weiter zu ihrem
Schade. War denn nicht noch ein dritter Mann verflüchtigt ge-
wesen und gerettet worden? Der Kaplar, — freilich — da
tand er und klopfte, auf einem Bein stehend, den linken Stiefel
vom Dreck rein.
Der Barbier, der Amstschreiber, die Frau vom Nach-
bar, die Kinder vom Lehrer, alle die vielen Männer und
Frauen, Brüder und Mädchen, sie hatten auf einmal alle den
gleichen Gedanken, obwohl doch niemand einen Befehl gegeben.
Sie umringten den ganz verblüfften Kaplar, und wenn sie ihn
um hundert genug seinen Stiefel anbeten, und wenn sie ihn
auch nicht küssen, so drückten sie ihm doch die Hände, wie Kaplar
auch nie zuvor begrüßt worden war. Hinstufig Hände hatte er
haben müssen, um alle Grameitenden helfen zu können, und
weil er arg im Rückstand blieb, darum hatten ihn einige Bur-
schen in der Höhe, trugen ihn auf ihren Schultern zum Tor
hinans, und es folgte eine jubelnde Menge Menschen, viel
größer, als Ewald und Tillmann sie hatten.
Es half kein Geschrei und Lachen. Kaplar schonte über den
Körper. Blumen flogen ihm zu und in diesem Augenblick, da
man dem Dorfe zuschritt und von einer kleinen Feste im
Weissen Strichen sprach, zog der Küster zur Ehre der drei
Männer am Glockenturm...

Grenzerischdial

Kurzgeschichte von Bernhard Gault

Zur Zeit der Vortröcker, als die Buren um der Freiheit
willen nordwärts zogen, wohnte im Bezirk Graafreinet ein
Garnex namens Piet du Plessis.
Eines Tages arbeitete Piet in seinem Garten, als aus
der Bad zwei Bushmänner traten und Reis bettelten. Da er
sich ihrer Not erbarmte, gab der Weiße, was er entsprochen konnte,
bereute es aber, als am nächsten Morgen eine Schar die Garm
umlagerte.
Was das bedeutete, fragte Piet du Plessis, doch die Neg
schlichen ohne Antwort näher, nur daß sie die Hand hoch
öffneten. Wegen Arbeit könne man erhalten, was des Reich
Nothdurft bedürfte, erklärte der Garnex, aber sie schüttelten die
Köpfe: Denn Piet möge doch gegen gutes Kagegeld einige Pfund
Reis für ihre kranken Weiber und Kinder verkaufen, für die
Arbeit sei man zu schwach. Dabei wiesen sie einige Münzen vor.
Der Birt, der neben der Landwirtschaft einen Acker hielt,
hiß den Spaten in den Sand und ging zum Lagerhaus, um
die Ware zu holen. Girren und Geschwätz folgten ihm, doch
er lagte das Gefindel barich zurück und ließ es vor der Tür
warten. Eine Weile blieben die Neg
wahrten, ohne die Gefahr
dann drängten sie nach. Als Piet du Plessis, ohne die Gefahr
zu ahnen, das Gewehr an die Wand stellte und sich über die
Lonne beugte, um den Reis, den sie beschrien, in ein Säckchen
zu schaufeln, sah ihm schon der erste Schlag im Nacken, und
bevor es ihm gelang, den Kopf emporzureißen, lautete der Stirt
ihm zum zweitenmal auf den Schädel.
Nun ist ein Grenzer nicht so leicht zur Strecke gebracht,
geschweige daß ein Burenstadel von dem Hieb einer Kaffren-
keule gebrochen wäre. Zwar taumelte Piet in augenblicklicher
Stumpfheit durch den Raum, dann griff er mit klarem Ver-
stehen nach dem Gewehr und führte uns Gereie. Ein nach-
geschossener Pfeil traf seinen Arm, und obwohl er ihn sofort
aus der Wunde zog, war er gewiß, daß hier das Gift des
Piet du Plessis, um Hilfe zu holen.
Eine Mannschafft des nächsten Feldbarnet befand sich
zweihundert Kilometer von der Garm entfernt, gleichweit
rings die Nachbarn. Schon fühlte Piet du Plessis, wie sich
das Gift mit lähmender Eile im Körper ausbreitete. Des
na im Endes überzeugt, ließ er in den Stall, bestieg sein Pferd,
rief seiner Frau einige Verabredungsmaßnahmen zu und war
bald unerkannt hinter der nächsten Düne verschwunden.
Man muß bedenken, daß die Abwehr längst bestimmt,
jeder Handgriff vor der Gefahr zu wagen und verteilt war; so
verrammelte die Garmern ruhig das Haus und hielt sich den

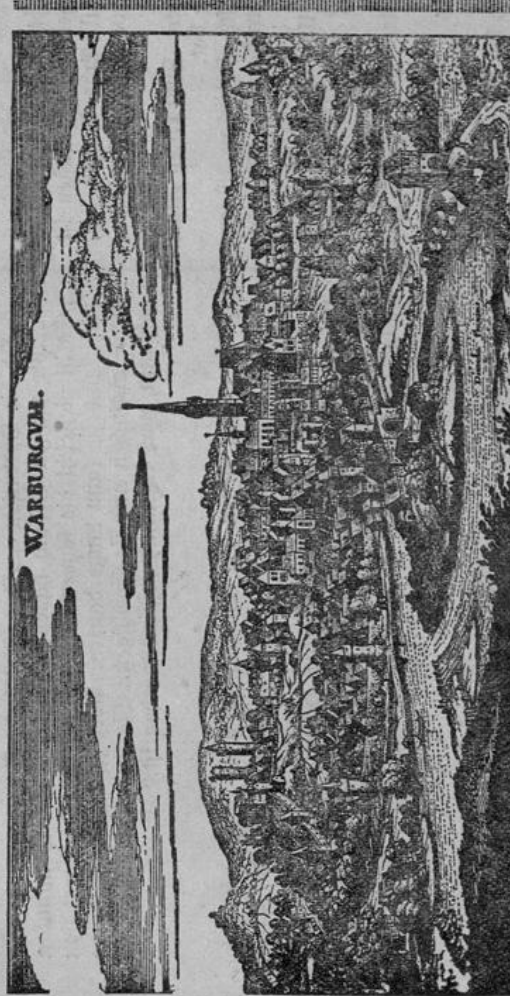
larmenden Lauten mit entzogen Schüssen vom Leibe. Sie trug
ein Kind unter dem Herzen und hatte, wie es die Vorlicht
gebot, nicht um Hilfe reiten oder sich an der Seite ihres
Mannes retten können.
Vedroßlich wurde die Gefahr erst, als die Munition auf
die Reize ging und keine Rettung nahte. Das war am zweiten
Abend. Die Angreifer ahnten, daß sie Sieger blieben in diesem
ungleichen Kampf, und die Verwundeten schlichen nachs aus
Flecken und tasteten nach dem Turm, dann hoben und
seemten sie an den Wänden. Schon schlangen sich einige über
die Wälle und der Garnex, als der Feldbarnet an der Spitze
seiner Mannschafft in den Hof preschte und die Mauer vertrieb.
Vedroßlich wurde die Gefahr erst, als die Munition auf
die Reize ging und keine Rettung nahte. Das war am zweiten
Abend. Die Angreifer ahnten, daß sie Sieger blieben in diesem
ungleichen Kampf, und die Verwundeten schlichen nachs aus
Flecken und tasteten nach dem Turm, dann hoben und
seemten sie an den Wänden. Schon schlangen sich einige über
die Wälle und der Garnex, als der Feldbarnet an der Spitze
seiner Mannschafft in den Hof preschte und die Mauer vertrieb.

Wochenlang wehrte sich die Grenzern gegen das Leben.
Als das Leben dennoch ihren Willen bezwang, verließ sie die
Stätte ihres Glücks, das Gewehr und die alte Kauspostille in
der Sand, und kaufte sich in der Nähe des Grenzpostils ein
Haus, Weide und Vieh, um einen Menschen zu ernähren.
Hier lebte die Frau des Buren Piet du Plessis in völliger
Zurückgezogenheit. Nur wenn der Feldbarnet gerufen wurde,
den Garmern Hilfe zu bringen vor den Negern, schickte sie ihr
Pferd und begleitete den Trupp. Nach der Heimkehr schritt
sie einen Korb in den Pfosten der Tür, manchmal zwei, mehrere
anzweilen, setzte sich an den Tisch und las die Stelle in dem
alten Andachtsbuch, wo Auge um Auge, Zahn um Zahn, ver-
heßen, wird, wer tapfer und gläubig ist.
Achtzig Jahre wurde diese Frau, wie die Geschichte der
Guren berichtet, und lebte sechzig Jahre ihrer Rache. In der
Lodesstunde hat sie den Geistlichen zu jählen, und es fanden sich
viele. Als die Sterbende die Nacht wiederholte, glitt ein befeien-
des Lächeln um die Bitternis ihres Mundes:
„Neder Schnitt hält ein Leben“, sagte sie, als der Pfarrer
nach der Bedeutung dieser felsenamen Schrift fragte. „Neder
Korb das Leben eines Bushmannes: so rächte ich, die sie mir
nahmen.“
Sie bat, daß man ihr Gewehr und Buch in den Sarg
lege, und starb, ungeboren und mit dem Leben verlobt, eine
heißliche Frau inmitten von Männern.

Wochenlang wehrte sich die Grenzern gegen das Leben.
Als das Leben dennoch ihren Willen bezwang, verließ sie die
Stätte ihres Glücks, das Gewehr und die alte Kauspostille in
der Sand, und kaufte sich in der Nähe des Grenzpostils ein
Haus, Weide und Vieh, um einen Menschen zu ernähren.
Hier lebte die Frau des Buren Piet du Plessis in völliger
Zurückgezogenheit. Nur wenn der Feldbarnet gerufen wurde,
den Garmern Hilfe zu bringen vor den Negern, schickte sie ihr
Pferd und begleitete den Trupp. Nach der Heimkehr schritt
sie einen Korb in den Pfosten der Tür, manchmal zwei, mehrere
anzweilen, setzte sich an den Tisch und las die Stelle in dem
alten Andachtsbuch, wo Auge um Auge, Zahn um Zahn, ver-
heßen, wird, wer tapfer und gläubig ist.
Achtzig Jahre wurde diese Frau, wie die Geschichte der
Guren berichtet, und lebte sechzig Jahre ihrer Rache. In der
Lodesstunde hat sie den Geistlichen zu jählen, und es fanden sich
viele. Als die Sterbende die Nacht wiederholte, glitt ein befeien-
des Lächeln um die Bitternis ihres Mundes:
„Neder Schnitt hält ein Leben“, sagte sie, als der Pfarrer
nach der Bedeutung dieser felsenamen Schrift fragte. „Neder
Korb das Leben eines Bushmannes: so rächte ich, die sie mir
nahmen.“
Sie bat, daß man ihr Gewehr und Buch in den Sarg
lege, und starb, ungeboren und mit dem Leben verlobt, eine
heißliche Frau inmitten von Männern.

Warburger Worte

WARBURG.



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage
des Warburger
Kreisblattes

die sich besonders der Pflege und
Förderung des Heimatgefühls
annimmt.

Gedruckte Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleitung: W. Schädler,
Warburg

Mr. 81 19. Oktober 1938 12. Jahrgang

„Fotel zu den Domsparzen“

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

Roman von Wolfgang Marken

„Nun müssen ohne den Magnet arbeiten! Ich muß fast die
selbe Operation durchführen wie damals bei dem Leutnant
Belting!“
Dr. G. fragt nicht, widerspricht nicht. Er hat unbedingten
Respekt vor dem Meister.
Alles geht ordnungsgemäß wie im Programm vor sich.
Der Patient liegt leblos auf dem Operationstisch. Die
Lampen strahlen ihr helles Licht aus.
Und wie in seinen besten Tagen, mit der gleichen Ruhe
und Gewandtheit, tut der große Arzt seine Pflicht und mehelt
den Schädel an.

Sie finden nur einen Toten, einen bis zur Unkenntlichkeit
verflummelten Körper.
Unweit von dem Mafst aber liegt Alf Rogaller, ohnmächtig.
Dann sehen beide nach dem Doktorhause. Das Operations-
zimmer hat sich nicht verändert. Es liegt genau so erleuchtet
wie vorher.
„Haben ... sie denn anderen Strom?“ fragt der Dom-
tantor erstaunt den Toni.
„Ja, freilich! Der Herr Geheimrat hat doch selber eine
Elektrizitätsanlage. Das hat mir der Keger gesagt ...
liegt der Draht! Springens über den Graben. Dort ist's
sicher.“
Das tut der Domsantor auch, und beide sind aus der ge-
fährlichen Zone heraus.
Alf Rogaller ist immer noch ohnmächtig.
Der Toni nimmt ihn kurzerhand hoch und legt ihn über
die Schulter. Sie gehen die Straße entlang, um von dort aus
den kurzen Waldweg zu benutzen.
Am Doktorhause bleibt der Domsantor stehen und karrt
es mit brennenden Augen an.
Er weiß, daß dort drinnen ein Kampf mit dem Tode ge-
führt wird, mit dem Tode in beiderlei Gestalt, mit dem iber-
persischen und dem geistigen Tode. Alles Mitleid seiner Seele
wird in diesen Augenblicken wach, und er betet inbrünstig,
daß alles gut gelingen möge.

Das Gewitter ist wieder nähergekommen. Fast über ihren
Häuptern muß es sein, denn Blitz und Krachen erfolgen
beinahe zusammen.
Nur schwer kann sich der Domsantor verständig machen.
Pflösch lag der Toni erregt: „Der Luigi ... flüchtet
die Telegraphenleitungen hinauf! Er will sicher den Draht
durchschneiden!“
„Los, Toni, jetzt gilt's! Wir müssen den Durchgang her-
unterholen.“
Sie wollten eben zu einem rasenden Laufe ansetzen, da wei-
chen sie förmlich zurück, taghell ist die Nacht erleuchtet, und
sie sehen, wie der Blitz in den Mafst einschlägt, den der Luigi
eben erstetern wollte.
Gestendet schließen sie die Augen. Der Luftdruck wirft sie
zu Boden, und die Ohren dröhnen ihnen von dem höllischen
Krachen.

Die Menschen im Domsantorhotel waren von einer feli-
zamen Aufregung befallen. Es ist, als spürten sie, was vor-
gegangen war.
Franzina vernahm den Domsantor und fragte, wo er sei.
Aber Franz wachte es auch nicht und machte ein folgen-
volles Gesicht.
Da meldete sich Theresie und sagte: „Der Domsantor ist
mit dem Toni in den Wald gegangen. Ich weiß net, was
los ist, aber es muß sich um Herrn Alf Rogaller handeln.“

Es riecht plötzlich wie nach verbranntem Schwefel.
Der Domsantor ist der erste, der sich mühsam aufrichtet.
„Toni ... es ... hat eingeschlagen!“ schreit er. „Gott läßt
nicht mit sich spotten! Den Luigi hat's erwischt!“
Setzt sich auch der Toni wieder auf. Er taumelt noch ein
wenig, aber dann reißt er sich zusammen, und gemeinsam
laufen sie zur Unglücksstelle.

Die Menschen im Domsantorhotel waren von einer feli-
zamen Aufregung befallen. Es ist, als spürten sie, was vor-
gegangen war.
Franzina vernahm den Domsantor und fragte, wo er sei.
Aber Franz wachte es auch nicht und machte ein folgen-
volles Gesicht.
Da meldete sich Theresie und sagte: „Der Domsantor ist
mit dem Toni in den Wald gegangen. Ich weiß net, was
los ist, aber es muß sich um Herrn Alf Rogaller handeln.“

ber trifft sich doch mit dem Euzig bei den drei Tannen. So
beist, da wird der Herr Domantor auch hin sein.“
Frau Anna erschrak. Sie dachte in dem Augenblick an die
Scene im Park und hielt noch beifallig, wie sich Mogallier die
Kasse zog, bald beschleunigt vor ihm, um sich nieder-
zusetzen.

Und plötzlich bangt sie um den Geliebten. Sie möchte am
liebsten hinauslaufen und ihm nachgehen, aber brauchen ist
noch immer die Gölle los. Himmel und Erde streiten sich,
und das Gewitter hat eben an Macht gewonnen, als verloren.

So muß sie warten.
Aber das Warten geht an ihren Nerven. Zum ersten Male
in ihrem Leben hat sie, daß sie sterben hat.

Der Liebste, der seine gute Absicht, sich zu fügen, wie
es in Frau Anna ausfiel, und er tröstete sie, sagte ihr,
daß sie sich nicht sorgen solle.

Im finstlichen Gemüth sagte er: „Hörten Herrn Dom-
antor, den hat der Herrgott lieb, auf den läßt er seinen
Miß hernieder.“
Gerührt hörte Frau Anna seine Worte.

Endlich erschienen sie wieder.
Eine bestige Aufregung bemächtigt sich der Gasse des Dom-
stuhls, die noch nicht zur Ruhe gekommen sind.

Alle sitzen den beiden entgegen, und entsezt sehen sie,
daß Toni Späcker den ohnmächtigen sich Mogallier über der
Schulter trägt.

Die werden mit Fragen befüllt, aber der Domantor
winkt ab. Er sagt zunächst beifallig, daß sich Mogallier in sei-
nem Zeit untergeordnet wird.

Man sieht dem Ohnmächtigen, dessen Herz nur schwach
schlägt, einen starken Engländer an.

Und er tritt augenblicklich. Der Körper des Ohnmächtigen
weicht sich bogen und löst einen Zeit der Stille, die wieder
von sich. Aber das Quentgen, das in den Augen kommt,
sorgt doch dafür, daß sich Mogallier wieder zum Bewußtsein
bringt.

Erstaut sieht er das erste Gesicht des Domantors, sieht
den Toni und Frau Anna umher seines Bettes stehen.

„Sie haben sich geliebt, Herr Mogallier!“ sagt der Dom-
antor ruhig. „Sich hätte Sie der Miß erschlagen. Mit haben
Sie zurecht gefunden und ins Krankenhaus gebracht.
Erstehen Sie einmal Ihre Glieder und fassen Sie sich, ob
alles in Ordnung ist.“

Das tut sich Mogallier sofort, und es ergibt sich, daß seiner-
lei Vorfälle sich ereignen konnten.

„So, wenn ich es gut, dann genügt es, wenn Sie sich aus-
ruhen und wieder gesundschlafen. Haben Sie, Herr Mogal-
ler, wenn Sie irgendwelche Wünsche haben, fassen Sie.“

Er nickt ihm zu und schüttelt sich an, mit den beiden anderen
das Zimmer zu verlassen.

Ein der Tür bleibt er stehen und sagt: „Den Euzig habe
hat es allerdings erreicht, den hat der Miß erschlagen und
bis zur Unterirdigkeit verschluckt.“

„Mit Mogalliers Mitleid wird weiß wie ein Tuch, und er
kämpft mit einer Schwäche.“

„Schlafen Sie jetzt, Herr Mogallier, werden Sie gesund, und
dann unterhalten wir uns weiter.“
Damit verlassen sie das Zimmer.

Der Domantor hat kurz danach Genü und Frau Anna
alles erzählt. Die beiden Frauen sind tief empört über den
gemeinen Mord.

„Was willst du tun, Bruder?“ fragt die Frau Anna.
„Das werden abhandeln!“ entgegnet der Domantor.

„Eobald das Gewitter nachgelassen hat, werde ich den Mord-
meister in Kinnig anrufen und ihn bitten, zur Unglücks-
stelle zu kommen. Für uns gilt es, den Mordmeister des M-
falsch zu finden. Das wird natürlich sehr schwer sein, denn
ob die Dreckfänger, der sich Euzig bezieht, in einer noch
ferntlichen Form aufzuweisen ist, das ist eine große Frage.
Einzeln uns das aber, dann werde ich unumgänglich gegen

sich Mogallier vorgehen lassen. Seine Mordthe sind nur zu
klar. Er wollte die Operation führen, damit ihm einmal das
große Erbe zufällt, damit die Mogallier-Mordthe nachschin
weisen und Mordthe an sehen, der Welt hat, verurtheilen
können.“

„Ob die Operation gescheit ist?“ fragt Frau Anna leise.
„Mit müssen Geduld haben!“ entgegnet der Domantor.

„Es ist vielleicht die schwache Operation für Gewissen von
Mord, und sie kann lange dauern. Aber jetzt will ich unsere
Gasse aufsuchen und sie beruhigen. Sie sind natürlich tief
erschrocken, was eigentlich geschieht worden ist.“

Die ersten, denen der Domantor dann Auskunft gab,
waren die Zimmerkammer, die sich um ihn scharten und seinen
Bericht anboten.

Der Domantor beschwieg die Hauptfrage und erklärte
ihnen nur, daß er von einem unbestimmten Gesicht getrieben,
mit dem Toni aufgenommen in den Mord ging, um sich Mo-
gallier zu suchen, und daß er ihn ohnmächtig aufgefunden
habe, neben der Leiche eines anderen Mannes, den der Miß
erschlug.

Er beruhigte sie und sagte ihnen, daß sie sich keine Sorgen
um sich Mogallier machen sollten, denn er sei mit einem Schreck
abgenommen.

„Sich es wahr, daß heute brühen die Operation stattfinden?“
fragte Hauptmann Stach.

„Ja, Herr Hauptmann. Mit haben beifallig gesehen, daß
das große Operationszimmer hell erleuchtet war. Jede Zeit,
daß sie sich Mogallier endlich wieder zu einem gefunden
Menschen machen.“

„Haben Sie Hoffnung?“ fragte Direktor Severin schnell.
Der Domantor sah den Sprecher, der bleich bis in die
Lippen war, ruhig an.

„Das ist schwer zu sagen. Es geht um alles, aber Gott hat
schon Wunder getan, und vielleicht ist er auch hier dann-
herzig.“

Da erschien plötzlich Corinne. Sie hatte sich niedergelegt,
aber die Unruhe trieb sie wieder hervor. Sie sah ihre
Blige, und die beiden Jungen sind von Angst erfüllt.

Sie kam auf den Domantor zu. Unwillkürlich traten die
Männer ein wenig zurück.

„Sich es wahr, Herr Domantor, daß heute ... heute Mi-
schard operiert wird?“

Der Domantor wußte, daß er nicht lügen konnte, und so
sagte er: „Ja, Fräulein Corinne, es ist soeben, die Stunde
ist da. Ich warre auf den Mord, der mit Klarheit bringt, wie
sie verlaufen ist.“

Er sah, wie das Mädchen stierte und sagte leise:
„Sich ruhig sein, ganz ruhig sein, Fräulein Corinne. Alles
geht seinen Gang im Leben des Menschen. Mit können es
manchmal nicht denken, aber es ist immer richtig, so bitter
es uns auch manchmal erscheinen mag.“

„So hoffen“, unterbrach sie der Domantor, „weil ich
glaube, daß sich Mogallier so viel gethan hat, daß Gott
einmal dieses Leid beenden muß.“

„Durch Leben oder Tod!“ vollendete Corinne mit bebender
Stimme.

Dann sah sie von einem zum anderen, und alle Gesichter
waren ernst, schwer erfüllt in dieser Stunde.

„Mit geht es meinen Mann?“ erlang plötzlich eine
fremde stierende Stimme hinter ihnen.

Sie wandten die Köpfe und sahen zu sich, die unvorher-
zu ihnen getreten war.

Hauptmann Stach, eine Katastrophe beabsichtigend, wollte
einbringen, aber da war Corinne so aufmerksam gewor-
den. Sie sah die Fänger an und fragte erregt: „Von wem
sprechen Sie? Wer sind Sie?“

„Mit Sohn ging es über das Gesicht der Schwester, die jetzt
antwortete: „Ich bin ich selbst, die rechtschaffene Frau Mi-
schard Mogallier. Damit Sie es wissen, Mit Gott. Hier
sind meine Kinder, sie sind in Ordnung, soeben. Sie sind
bleich an. Vor vierzehn Jahren hat mich sich Mogallier
in Schandhaft gebrannt.“

Corinne war keines Wortes mächtig. Sie starrte auf die
Sprecherin, alles ihr geklärt an ihr. Sie konnte keine Be-
wegung tun, ihr war ärmlich, als wenn alles Leben ihrer
Körper verließ.

Sie kämpfte um ein Wort. Sie sah die Männer um sich
an mit forschenden Blicken, und dann sagte sie in ihrer Angst
Hauptmann Stach an: „Sich es wahr?“

„Mit Corinne, ich will Ihnen alles erzählen“, sagte der
Hauptmann erregt. „Kommen Sie.“

Da wachte Corinne auf, daß es entseztliche Mordthe
war, und ein unglückliches Frauen padte sie.

Sie sagte auf, todwund. Und dann brach sie zusammen.
Bestürzt tug Hauptmann Stach die Ohnmächtige empor
auf ihr Zimmer.

Der Domantor rief nach Genü, die sich dem Hauptmann
sofort angeschlossen. Dann wendete er sich an die Schwester und
sah sie hart an.

„Mit schlägt sich Sie, wie postgeschlecht! Ich will Sie
morgen nicht mehr im Hause der Domstuhlen sehen. Eine
schlechte Frau ist schlimmer als zehn schlechte Männer.“

Dann verließ er die Gruppe, um Frau Anna anzuschauen.
Sie schaute aber sah Direktor Severin fragend an, der von
dem Geschehen noch ganz verwirrt war, und sagte: „Was hat
er zu mir gesprochen?“

„Er hat gesagt, daß Sie eine schlechte Frau sind und daß
Sie morgen das Haus verlassen sollen.“

Da machte das Mädchen aus Schandhaft ein erstauntes Ge-
sicht und schüttelte den Kopf. Sie hatte doch nur ihr Recht
gefordert. Sollte ihr denn die andere nicht den Gatten neh-
men?

„Sich, sie ist nicht schlecht, was sie tat, war richtig und no-
wendig.“

Das Telefon schüttelte auf.
„Mit wußte wissen von der Operation, und die Klingel läßt
sie sich aufstehen. Dem Domantor geht es nicht anders.“

Raspar hat seinen Menschen

Sturgeschick von Walter Doh

Zeit zehn Minuten hatten sie im niedergeschlagenen Berg-
Kilometer, der Daut, Ernd, der Göttermann, und Raspar, der
Mordthelepper. Es polierte, hundert und hundert noch dann und
dann, und von der niederen Straße brach es geschäftig. Bei-
den hatten die Mordthelepper die Dampfen gelöst, um das
bisherige Licht für die Stimmung zu sparen, nun war es todwund.
Als in der ersten Stunde die Dampfen der Mordthelepper
ferner als vorher waren, kam von Raspar ein mides Stöhnen.
Kilometer, der Daut, riefte dem Bergthelepper näher und schließ-
lich seiner Schilfer: „Einen Schind Raspar hat ich noch in
der Straße, wenn's ganz nötig ist, du —“

Der Schilfer wollte seinen Schilfer: „Sich ged's auf, aus
dem Kopf zu kommen. Schilf mich in Ruhe.“

„Sich, Sich“, murmelte der Daut, „nach bleiben, das
ist die Hauptfrage. Es sind schon böse Gedanken geschoben, und
man hat die Daut herausgeholt. Da — hör mal — da sind
sie wieder — sie werden uns bald finden.“

„Daut“, sagte er in guter Dautheit, „bist ja viel zu jung zum
Erleben. Du meinst, Dauten bleiben jetzt die Gemeinamen
groß wie Dampfenlepper, und an der Daut hängen die Mord-
thelepper einen gerade ins Mord.“

Ernd ergab sich noch anderes
von seinem Dauten, und es mochte wohl sein, daß auch er solchen
eigenen Ausdruck nötig hatte. Ernd hatte sich aber anders
sich vor die hofende Daut, und die gaben ihm neue Kraft zum
Warten tief in der dunklen Erde, eine Dautheit wag vom Tod.

Aber was sollte der Mordthelepper Raspar damit antun-
ger? Raspar, der seine Dauten Daut sein eigen nannte, der
ohne Dauten und auf Dauten aufgeschoben war, den
man schon als Dauten überall hingeworfen hatte und der sich
sich als er die Daut hatte, auf die Dautheit verfiel, ohne

Er sitzt eben mit Frau Anna zusammen und erzählt sich
sich.
Seine Daut stiert, als er in der Daut den Dauter ab-
nimmt, und seine Dauten fling heiser, als er sich nebelt.

„Sich ist Doktor Ged“, erlangt es durch den Daut. „Der
Domantor, ich wollte Ihnen sagen, daß die Operation
vollkommen ist und, den Mordthelepper entseztend, gut ver-
laufen ist.“

Ernd atmet auf, aber dann padt ihn wieder die Sorge,
und er fragt zurück: „Mordthelepper? Aber was meinen Sie mit
den Mordthelepper entseztend gut?“

„Das heißt, Herr Domantor, daß der Schilfer entsezt ist
und daß, wenn keine Komplikationen eintreten, sich Mogal-
lier gesund werden kann.“

„Als vollwertiger gesunder Mensch, Herr Doktor?“

„Das ist schwer zu sagen, Herr Domantor“, weicht Dr. Ged
aus. „Das kommt auf den Heilungsprozess an. Darüber
kann Ihnen der Dautermeister bessere Auskunft geben. Es ist
ebenfalls getan, was mir möglich war, sagen Sie es bitte
Mit Corinne, telegraphieren Sie es Frau Mogallier. Es war
die schwache Operation, die ich je mitgemacht habe, und ich
beunruhige mich denn je den geistlichen Mordthelepper von Mord.“

„Gute Nacht, Herr Domantor, ich bin sehr müde.“
„Gute Nacht, Herr Doktor, und haben Sie herzlichen
Danke.“

Menge Augenblicke später wissen alle Gasse im Dom-
stuhls, daß die Operation gut verlaufen ist, und es geht
wie ein Zusammen über alle.

Sich eine weiß es nicht, und das ist Corinne Goll, die in
bestimmten Fieber liegt, daß sich zulebendes steigert, so daß sich
Genü, die die Mordthelepper Corinnes übernommen hat, Sorgen
macht.

Als der Domantor zu ihr kommt, da spricht sie offen ihre
Bereitschaft aus und sagt: „Es muß ein Mordthelepper sein.“

(Fortsetzung folgt)

rechter Sinn, eben nur, um ohne besondere Beschäftigung sein Essen
und Trinken selber zu bereiten.

Sich ergab sich auch Kilometer, um auf andere Gedanken zu
kommen. Eine Frau pasierte durch den Dauten und brachte
sich selbstbewusst gar nicht zu bücken. Die blauen Augen
schauten wie Dampfenlepper, und das lebendige Dauten
war so laut und froh, daß Kilometer gar nicht mehr an den ge-
wöhnlichen Dauten rümpeln konnte, zumal auch seine drei Kinder,
das Mädchen und die beiden Jungen, hinter zum Schilfer herin-
sprangen.

Kilometer ergab sich und erzählt, und er brach erst ab, als
Raspar wieder schrie und nach des Dauters Dauten verwendete
Kilometer verlor. Kilometer hielt ihm beiseite die Dauten
an den Mund. „Sich zu dem Dauter?“ fragte er. Aber
man hatte ja schon vor zehn Minuten gegenseitig geschilfert, daß
einer körperlichen Schaden genommen hatte, und so war denn
des Dauters Frage nach den Dauten mehr eine Dautheit,
weil ihm einfiel, daß Raspar zwar wie jede Daut am Leben
hug, sonst aber eigentlich nichts beifallig, um bewußten an dem
Berge hatte eintreten möge.

Noch drei Minuten hielt sie der böse Daut gefangen, während
sie schweigend und von der Daut Raspar angelockt auf die ab-
und aufsteigenden Dauten der Mordthelepper. Dann hatte
sich die Dauten in Dauten der Dauten langziehen. Unter dem
Schilfer noch neuer Dauten wurden endlich die Dauten
sichtbar, sie rührten sich kaum, um das laute Dauten nicht in
Bewegung zu bringen. Man hatte sie vorzüglich ins Licht der
Dampfen, jenseit den Schilfer, weil der Daut es so wollte, denn
der Dauter, jenseit, tug vor einem erneuten Mordthelepper,
den Dauter Kilometer.